Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 22 (1954-1955)
Heft: 6

Artikel: Im Garten des Erasmus von Rotterdam
Autor: Huebner, F.M.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758595

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

IM GARTEN DES ERASMUS VON ROTTERDAM

Von F. M. Huebner

Wir waren in einer Autotaxe aus der Stadtmitte von Brüssel nach Anderlecht hinausgefahren, um dort das uralte Abteihaus aufzusuchen, das im Jahre 1517 Erasmus von Rotterdam als sichere Zufluchtsstätte gedient hatte. Die Besichtigung der von ihm einstmals bewohnten Stuben hatte uns lange Zeit festgehalten, hernach ergingen wir uns in dem stillen, von hohen Ziegelmauern umfriedeten Garten, der auf der Hinterseite das Anwesen abschließt.

Die Stuben fanden wir in dem nämlichen Zustand, wie es darin zur Zeit des Erasmus ausgesehen haben mochte. Es sind an Klosterzellen gemahnende, doch freundlich eingerichtete Räume, die es uns erlaubten, an Hand der ausgelegten Handschriften und Folianten den Gedanken nachzugehen, die Erasmus daselbst beschäftigten. Auch das kleine Schrägpult ist zugegen, an dem er je nachdem sitzend oder stehend arbeitete, nebst dem Federkiel, womit er hier, in untadelig klassischem Latein, seine berühmten Epistolae schrieb, Briefe an Freunde überall in der damaligen gebildeten Welt, mehr abwehrende als zustimmende Antworten auf ihre ungestümen Fragen, ihre theologische Wissensgier. Denn wenn schon in der Heiligen Schrift vieles dunkel und unerklärbar war, und solches offenbar mit voller göttlicher Absicht, um wieviel mehr entzogen sich dann die irdischen Wirren der Möglichkeit, sie zu enträtseln, für das Verworrene eine einzige Lösung aufzuzeigen. Alle Abläufe standen im Zwielicht des Für und Wider. Was heute wie Recht aussah, konnte morgen Unrecht heißen. Wer weise sein wollte, enthielt sich des Endurteils...

Wendete Erasmus den Kopf vom Schreibpult zum Fenster, so fiel sein Blick durch die bleigefaßten Butzenscheiben hinunter auf die Pfade, Rabatten und Blumenbeete des Abteigartens. Das Höfchen bildete einst wie heute eine sauber abgezirkelte Anlage. Die geradlinigen, hell bestreuten Kieswege schnitten in den dunklen Teppich der Grünflächen schachbrettartige Vierecke und waren an den Ecken und Kreuzungen von Taxusbüschen bestanden, welche die Schere des Gärtners zu kunstreichen Kugel- und

Pyramidenformen gestutzt hatte. Wie wohltuend, wie tröstlich all diese Planmäßigkeit und Ordnung anmutete! Welch ein Gegensatz zu der draußen in der weiten Welt herrschenden Wirrnis. Der Anblick wirkte wie Balsam; er schenkte einem wieder Halt, wenn man sich von den Sorgen über die Zeitläufte, von der Qual des Nachdenkens über die ewigen Daseinswidersprüche zerrissen sah.

Erasmus wird denn auch häufig in diesen Garten hinabgestiegen sein, um ein Weilchen Luft zu schöpfen und seine vom Schreiben und Lesen ermüdeten Augen an den Farben der Blumenkelche, am blanken Gefieder der Tauben, am satten Blau des Himmels zu erquicken, der sich über den verhohlenen Ort wie ein seidenes Zelt spannte. Freilich wird es niemals lange gewesen sein, denn der Gelehrte war ein fröstlicher Mann, der selbst bei Sonnenschein den pelzgefütterten Mantel umnahm. Außerdem rief ihn ja sein Lebensauftrag zurück, die unaufhörliche Arbeit des Textreinigens, des Uebersetzens, des Herausgebens, um derentwillen man sich keine Ruhe, kein Verschnaufen und auch des Nachts nur die kurze Unterbrechung von vier Schlafstunden vergönnen durfte. Aber auch beim Schein der Studienkerze, wo vor ihm nichts erhellt war als das schmale Papierblatt, über das seine schreibende Hand so unentwegt, so flugs dahineilte, war der Gedanke gut und bestärkend: Drunten, in der Finsternis, gab es diesen Gartenhof, der einem am kommenden Morgen wiederum seine reinliche, seine einwandfreie Wohlgestalt vor die Augen breiten würde...

Der Gelehrte war aus England gekommen, wo er, in Westminster, auf Grund einer päpstlichen Sondervergünstigung der ihm lästigen Verpflichtung entschlagen worden war, noch fürderhin die Mönchskutte der Augustiner zu tragen. Als ein freier und weltlich angezogener Mann durfte er nunmehr den Lehrstuhl besteigen, den ihm die Universität Löwen angetragen hatte.

Erasmus hatte sich von der Uebersiedlung in die niederländische Umwelt viel versprochen. Vielleicht, so hatte er gehofft, würde ihm hier, auf heimatlichem Boden, endlich Ruhe, ja eine dauernde, bis zu seinem Tode währende Aufenthaltsmöglichkeit beschert sein. War er doch beständig auf der Suche nach dem für seine Studien, für seine geistige Entfaltung, für seine körperliche Gesundheit bekömmlichsten Lebensklima. Und welcher Himmelsstrich, welche Menschenumgebung mochte dafür geeigneter sein als eben Brabant, die niederländische Kernprovinz, wo seiner Natur die ihr förderlichen Kräfte sozusagen aus dem Erdreich zuwuchsen? Aus dem dietschen Umkreis war er geburtsmäßig hervorgegangen. Das gewöhnliche Volk redete eine Sprache, die ihm, der sich in Wort

und Schrift einzig des Lateinischen bediente, vertraut und kindheitslieb in den Ohren klang. Die Brabanter Obstgärten waren so früchtestrotzend und zugleich so friedsam, daß er einen solchen für das Geschehen seines ersten größeren Werks, der Anti-Barbari-Gespräche, als Schauplatz gewählt hatte. Wahrlich, Brabant entsprach seinem tiefsten, seinem geheimsten Verlangen nach Halt und Verwurzelung, wie er dies noch gegen Ende seines Lebens in einem Briefe bezeugen sollte, wo es heißt: «König Ferdinand lädt mich mit großen Versprechungen nach Wien ein, jedoch möchte ich nirgendwo lieber als in Brabant ausrasten.» Und als dann sein letztes Stündlein schlägt, ist es kein lateinisches Gebet, womit er seine Seele dem Ewigen befiehlt, sondern das «Lieve God!» seiner ihm zuinnerst eigenen Muttersprache.

Aber die Universitätsverhältnisse Löwens enttäuschten. Auch hier, wie an den meisten hohen Schulen des Abendlandes, herrschten theologische Streitereien, Gesinnungsschnüffelei, berufliche Mißgunst vor. Auch hier wollte man ihn, die Zierde des Lehrkörpers, zu einem Parteinehmen nötigen, das ihm widerstrebte. Auch hier erreicht ihn der in Deutschland entbrannte Hader. Die deutschen Hitzköpfe nennen sich zwar mit Stolz seine Schüler, seine Nachfolger. Sind sie es aber in der Tat? Wie anders als die Männer in Wittenberg hatte er sich das Werk der Kirchenerneuerung gedacht, nicht als Gewalttat und Umsturzhandlung, vielmehr behutsam und umsichtig, in allmählicher Umwandlung, ohne Bruch und Zerreißung des Herkommens, und überhaupt sollte man sich nicht immer so laut, so verfänglich auf ihn als den Wegbereiter der ganzen üblen Sache berufen. «Ich finde in mir selber nichts, was in irgendwem den Wunsch aufkommen lassen dürfte, ein ‚Erasmiscus' zu sein. Alle diese Parteibetitelungen sind mir zuwider.»

Es gab also in Löwen keine Gelegenheit, sich abzusondern, für sich zu bleiben, die Ungetrübtheit des inneren Gleichgewichts zu bewahren. Erasmus flüchtete deshalb mit Vorliebe nach Anderlecht, wo er sich hinter den dicken Mauern der alten Abteiklause vor der Erregung der Studentenschaft, dem Argwohn und dem Neid der Mitdozenten, dem übertriebenen Lobpreis der deutschen Umsturzgeister geborgen und unauffindbar wußte. Er war hier der Gast des Kanonikus Pieter Wichman, der sich bemühte, es ihm in den Gemächern des Oberstocks so häuslich, so anheimelnd wie möglich zu machen...

Wir hatten es also nach der Besichtigung des Hauses dem Brauch seines früheren Bewohners nachgetan und waren, über die knarrende, abgeschabte Holztreppe hinabsteigend, ins Freie des Hinterhofs getreten. Wir konnten von hier aus zu den Fenstern empor-

blicken, dahinter Erasmus seinen Kopf über die geliebten lateinischen Klassiker gebeugt hatte, und uns überhaupt von dem ganzen Gebäude einen rechten Begriff machen. Es ist ein aus Grauwakequadern errichtetes festes Haus, dem das steile Ziegeldach und die getreppten Spitzen der daraus vorspringenden Giebelgeschosse ein fast burgartiges Gepräge verleihen. Aus dem gleichen Baustoffe sind die Mauern gefügt, die den Garten umfrieden, nach Dicke und Höhe förmliche Brustwehren, die den gesamten Bereich nicht nur gegen unliebsamen fremden Zutritt, sondern selbst gegen die leidigen Geräusche der Außenwelt abdichten. Wer sich diesen Ort zur Bleibe wählte, durfte sich hier in der Tat gar wohl verteidigt fühlen.

Man vernimmt in diesem Garten nichts vom Lärm der Straßenbahnen und Autos, die draußen auf dem Vorplatz den Verkehr zwischen Anderlecht und Brüssel besorgen. Die Weltstadt, die sich doch bis in diesen Vorort Haus um Haus verlängert, liegt hier versunken. Trubel, Hast, Gier und Vergnügen — nichts davon dringt in diese, von dem Wandel der Zeiten unberührte Einsamkeit. Wer sich darin ergeht, vergißt das Tagfällige nicht anders wie Erasmus selber, der sich hier ebensowohl den eitlen Ansprüchen der Brüsseler Hofhaltung wie des Löwener Lehrkörpers entrückt wußte. Und wenn die Stille einmal unterbrochen wird, so nur vom klappernden Flügelschlag eines Taubenschwarms, der in glitzerndem Bogen durch die sattblauen Lüfte kreist.

In diesem Garten ist man dem Geiste des Erasmus vielleicht noch näher als droben in seiner Studierstube. Jene ist alles in allem ein verlassenes Gehäuse. Die Versuche, das Dasein, das sich darin abspielte, durch aufgestellten zeitgenössischen Hausrat, durch Bilder, Bücher und Urkunden hinter Glas zu veranschaulichen, haben etwas Künstliches. Was man erzielt hat, ist die Schaffung eines Museums, einer Altertumssammlung, worin es, unbeschadet der überaus gewissenhaften Sauberhaltung, nach Staub und Moder riecht.

Hier im Freien spürt man dagegen das Aroma des erasmischen Denkens leibhaftig. Hier reden zu einem all die Tugenden, die ihm so über die Maßen teuer waren: Friedfertigkeit, Nachsicht, Ordnungssinn und Lebensverständnis. Der Garten atmet sie aus; seine Stille, seine Wohlgestalt spiegelt sie ins Sichtbare; man braucht nur die Augen umhergehen zu lassen, nur die linden, aus den Blumenbeeten aufsteigenden Düfte einzuziehen, nur dem Summen der Bienen nachzulauschen, um von der in der Luft schwingenden Nachlassenschaft des Erasmus bis in Gemütstiefen ergriffen zu werden.

Las Erasmus seine abgeklärte Weisheit von dieser Umwelt ab? Trug er sie in dieselbe hinein? Sei dem, wie ihm wolle: Sie trafen verwandtschaftlich aufeinander, die Brabanter Erde und ihr großer Sohn. Was Erasmus zu verkündigen hatte, war einfach das Blutsvermächtnis seiner Herkunft.

Von Herkunfts wegen wußte er, daß die Welt nicht auf den Sicherungen menschlicher Friedsamkeit und Verständigung verankert ruhte. War doch seine Brabanter Heimat wie nur irgendeine Gegend in Europa beständig von Waffengeklirr, Gemetzel und Rechtsvergehen heimgesucht. Freilich: Waffengeklirr, Gemetzel und Rechtsvergehen gehörten offenbar hinzu, damit das Menschengetriebe in Gang blieb, nicht aber der Erstarrung verfiel. Gewaltsamkeit, Raffgier und Wahn bildeten die Triebfedern, die den einzelnen wie die Gemeinschaften, die weltlichen wie die geistlichen Mächte stachelten und vorwärts stießen.

Die Einsicht war Erasmus sonach von Herkunfts wegen zu eigen. Aber zur großen, weltumspannenden Schau hatte sie sich in seinem Innern auf jenem Ritt über die Alpen gestaltet, als ihn, acht Jahre vor seinem Eintreffen in Anderlecht, in der dünnen Luft des Hochgebirges, die Erkenntnis wie ein jäher Schrecken durchfahren hatte, daß die Narrheit des Daseins noch viel weiter als bloß bis ins menschliche Tun und Lassen reichte. Die Torheit der Großen und der Kleinen, ihr eitles Streben, ihr irrtümliches, wahnbestimmtes Handeln, dies alles verstand sich für den Wissenden von selbst; schon König Salomo, die Kirchenväter, die großen Bußprediger am Rhein, Tauler, Meister Ekkehard, hatten darauf hingewiesen. Daß sich aber der Irrwahn auch auf die spiritualen und überzeitlichen Dinge erstreckte, dieses gefährliche Geheimnis aufzudecken hatte sich noch keiner erkühnt. Einzig Erasmus hatte zu schreiben gewagt: «Eine gewisse Verwandtschaft mit der Narrheit hat auch die ganze christliche Religion und steht zur Weisheit in gar keiner Beziehung. Wenn ihr hierfür Beweise wünscht, so achtet zunächst darauf, daß junge Leute, Greise, Frauen und Dummköpfe vor allen anderen an heiligen Handlungen und religiösen Gebräuchen Vergnügen finden und sich darum auch stets so dicht wie möglich an den Altar zu drängen suchen. Ferner aber seht ihr, daß die frühesten Begründer der Religion sich einer wahrhaft kindischen Einfalt befleißigten und den Wissenschaften gänzlich abhold waren.»

Die Wissenschaften? Boten denn freilich sie letzte und unumstößliche Sicherheiten? Stand es mit ihnen nicht vielmehr genau so wie mit den Glaubens- und Andachtslehren? Man sehe doch ihre Verkünder, die Professoren, Dichter und Redner, sie alle

Narren und Wahnbesessene, die über die Grenzen krampfhaften Geklügels nicht hinauskommen. Das Wahre, um dessentwillen sie sich ereifern, ist Trug und Schaumschlägerei. Offenbar aber muß dem so sein, weil das Richtige ohne seinen Gegensatz, das Falsche, nun einmal nicht bestehen kann. Beides tritt immerzu gemeinsam und hoffnungslos ineinander verflochten auf. War es nicht gescheiter, sich das Leben zu nehmen, als hiergegen aufzubegehren. Denn wohin führt das folgerichtige, rein vom Verstande geleitete Denken: Zur Erkenntnis der Daseinsabsurdität. Aber dann schon lieber fröhlich sein, sich's wohl ergehen lassen und trinken!

Natürlich war dieser Ratschlag, in den Erasmus seinen Lobpreis der Narrheit hatte ausklingen lassen, ein unernster. Erasmus persönlich war der letzte, ihn zu befolgen. Für ihn war es verpflichtend, den Widersprüchen im Gefüge dieser Welt ins Gesicht zu sehen, die Unlösbarkeit letzter, auf ein äußerstes Entweder-Oder zugespitzter Fragestellungen als gegeben, als unentrinnbar zu ertragen. Wie leicht machten es sich die Wittenberger, die so bestimmt zwischen dem Richtigen und dem Falschen zu sondern wußten, mit ihrer Entscheidung jedoch nur neuen Wortstreit, neues Handgemenge, neuen Aberwitz in die Welt trugen. Zeugte es von Mut, sich auf den Rückhalt der himmlischen Gnade zu stützen? Tapferer erschien es Erasmus, so wenig auf diese wie auf jede andere seraphische Rückversicherung zu bauen, und trotzdem auszuharren, trotzdem und völlig allein und ringsum von Leere umgähnt seinen Mann zu stehen.

Aber natürlich durfte man sich über derlei ketzerische Ansichten nicht deutlich aussprechen. Eben darum hatte er seinen tragischen Erkenntnissen das Gewand der Narrheit umgehängt, die Bitternis derselben durch muntere Witzeleien versüßt, dem Leser Lachpillen gereicht, wo er doch rechtens in Tränen hätte ausbrechen müssen. Und so ging dieses vor acht Jahren verfaßte Buch nun durch die Welt, hochgepriesen von Geistlichen wie Laien, Lieblingslektüre des Adels, ja des Heiligen Vaters, beständig neu aufgelegt, Anlaß zu immer anderen gelehrten Kommentaren, dieses Buch des Schalks und der listigen Irreführung, dessen Ruhm, just wegen seines unermeßlichen Mißverständnisses, ihm nachgerade unleidlich wurde.

Denn was war mit dieser grundstürzenden Verdächtigung des Daseins letztlich ausgerichtet? Mußte sie nicht genau so als eine Ausgeburt des Wahns wie alles übrige gelten? Ach, in welch quirlenden Trichter finsterster Vorstellungen einen das Denken doch hinabriß! Auch der Zweifel ließ sich offensichtlich anzweifeln, nur daß man damit über den urgegebenen circulus vitiosus eben-

sowenig hinausdrang. Der Geist war eine Plage; er zerriß die irdische Einmut; der Bevorzugte kam ohne ihn aus.

Zum Glück lag dem Erasmus auch dies erbmäßig im Blut: Sich über ganz einfache Dinge, über eine Blume, eine gute Mahlzeit, ein schönes Gespräch freuen zu können, recht heraus, frei von Hintergedanken. Die einfachen Dinge — bildeten sie für die Rasereien des Gehirns nicht überhaupt das Gegengewicht und die tröstliche Ableitung? Sich begnügen können, bei seinem Leisten bleiben, aufgehen in der knifflichen Arbeit der Entzifferung, der Uebersetzung, der Drucklegung alter Texte, hierauf kam es an, und der Weisheit letzter Schluß war ein kleines, innig genossenes Mußestündlein in diesem engen, weltabgelegenen Gartenviereck...

Auch an uns bewährt sich die inspirierende Kraft dieses Gartenverstecks. Auch uns beschert der Anblick der unscheinbaren Dinge rundum, die nichts weiter als da sind, überzeugend in ihrem Sosein, ewig in ihrem Augenblicksbestand, eine glückhafte Lebenspause.

Gleichwohl heißt es sich losreißen und Abschied nehmen. Doch sind wir nicht gesonnen, ins großstädtische Treiben Brüssels spornstreichs zurückzukehren. Es gibt am Orte noch mehr zu besichtigen. Nur einen Steinwurf weit vom Erasmushaus entfernt ragt die uralte St.-Pieters-Kerk, ein Kleinod frühmittelalterlicher Baukunst und auf einer Stelle errichtet, wo sich vor der christlichen Zeitrechnung der Reihe nach römische, germanische, keltische, vorgeschichtliche Heiligtümer erhoben. Die Reste liegen im Schoße der Grundmauern; wo sich gegenwärtig Tag für Tag das Sakrament der Fleisch-und-Blut-Wandlung vollzieht, rauchten ehedem die Pflanzen-, Tier- und Menschenopfer. In verschleierter Form lebt das alte Kultwesen sogar heute noch fort. Jedes Jahr, am Tage des heiligen Guido, wallfahren nämlich die Bauern der Umgegend zu der Kirche, hoch zu Roß oder die geschmückten Tiere am Zügel führend, um für diese, die Pferde, das heilige Wodanstier, den Weihesegen des aus dem Portal heraustretenden Priesters zu erbitten...

Heute ist der Platz und das Kircheninnere leer. Wir dürfen uns ungestört umtun, bis wir jenes Altarbild entdeckt haben, um dessentwillen St. Pieter in Anderlecht keinen geringeren Ruf besitzt, eine «Anbetung der Hirten» von der Hand des Hieronymus Bosch.

Der große Maler lebte ungefähr zur selben Zeit wie Erasmus. Wie dieser entstammte er dem dietschen Wurzelboden. Das gleiche Anliegen wie den Humanisten bewegte ihn, den Dämoniker. Wie jener, so trachtete auch er, seine tragischen Erkenntnisse zu ver-

mummen, ihnen die Form des Scherzes, des Schabernacks zu geben. Und wie um die schmalen Lippen des Erasmus dürfte ob der geglückten Irreführung auch um den Mund des Hieronymus zuweilen das gewisse herbe Spötterschmunzeln gespielt haben. Daß sie sich persönlich begegnet sind oder voneinander auch nur gewußt haben, ist wenig wahrscheinlich. Desto erstaunlicher, wie sehr diese beiden Söhne des gleichen Zeitalters und des gleichen Himmelsstrichs einander ähnelten.

Denn auf dieser «Anbetung der Hirten», die wir nun vor uns haben, schauen von der Seite Gestalten herein, derbe und unheimliche Gaffer, denen es auf dem Gesichte geschrieben steht, daß sie in das liebliche Wundergeschehen Zweifel setzen. Man trifft solche Beargwöhner und Zweifler auf allen Bildern des Meisters. Ihr Mißtrauen scheint sich zwar nur gegen allerhand diesseitige Umstände zu richten, gegen die Standesansprüche der Ritter und Kleriker, gegen die Manipulationen der Arzneimänner, die hochtrabenden Sprüche der Rechtsgelehrten. Aber in Wahrheit werden viel tiefere Dinge der Zweideutigkeit und des Wahns bezichtigt. Sieht man doch auf seinen Bildern aus der scheinbar geordneten Schöpfung allerwärts die Geister der Unordnung heraustreten, Zwitterwesen, Mißgeburten, Halb- und Viertelsgeschöpfe, die den Gedanken, die Welt sei nach Vernunftgesetzen eingerichtet, der Ungereimtheit zeihen. Ueberall mischt sich in dieses Dasein das Wahngestaltige, das Widersinnige ein; das Richtige und Gute schillert und gleitet ins Falsche und Böse hinüber; der Kosmos taucht seine Wurzeln ins Chaos.

Als ein geistiger Verwandter des Erasmus erweist sich Hieronymus zum andern durch die Tapferkeit, womit er das ihm gewordene verpönte und esoterische Wissen erträgt. Muß er dasselbe vor den geistlichen und weltlichen Machthabern zwar geheimhalten, so wahrt er doch für seine Person die volle, auf den Tumult der irdischen Wahnideen gerichtete Beobachterschärfe. Wer sich in seine Bilder versenkt, denkt er, wird schon das Gemeinte herauslesen. Doch auch wenn ihn niemand verstehen, wenn er sich mit seiner tragischen Erkenntnis völlig allein befinden sollte — gleichviel: Sie muß eingestanden, ausgedrückt, zu Figur und Farbe gebracht werden. Solches erheischt die eingeborene Bestimmung, und seiner Bestimmung heißt es die Treue halten.

Gibt es für das «Lob der Narrheit» des Erasmus ein beredtsameres Seitenstück als das «Heuwagen»-Gemälde des Hieronymus? Es ist der äffende Reichtum einer Heufuhre, der man auf diesem Bilde in natürlichem Konterfei den Papst, den Kaiser, den Burgunderherzog mit einem unübersehbaren Troß kirchlicher und

weltlicher Würdenträger das Geleite geben sieht, dazu Gelehrte, Handelsherren, Handwerker. Und um den Aufzug ringsum Gezeter, Gebalge, Betrug und Totschlag — zu welchem Ende? Um sich eines wertlosen, von dem Fuder herabfallenden Halms zu bemächtigen! Das heimliche Gelächter aber, wovon in der Schrift des Erasmus jede Zeile begleitet ist, wird auf dem Bilde des Hieronymus von den Dämonen und Unterweltsgestalten angestimmt, die vor der Nase der Leute den gewähnten Schatz herziehen.

Dazwischen schieben sich freilich auf jedem Bilde des großen Malers Ausschnitte, wo es ganz anders aussieht: Darstellungen eines sich friedlich dahinschlängelnden Flußlaufes, eines lieblichen Gartens voller fruchtbeladener Obstbäume, einer besonnten Aue, auf der kleine Lämmchen sich ihres unschuldigen Daseins freuen, eines stillen Waldrands, wo Häslein und Rehe arglos an Stauden und Buschlaub knabbern. Diese, in den Aufruhr der Welt hineinkomponierten kleinen Ruhe- und Seligkeitsinseln zeigen an, wie sehr Hieronymus, auch er, von Natur aus nach Beschwichtigung, Frieden, Weltverträglichkeit dürstete, wie sehr auch seine Weisheit oder zumindest seine Sehnsucht in der Verehrung des einfachen Lebens gründete.

Seltsam und außerordentlich die seelische Weiträumigkeit der zwei Meister, darin beides, ohne einander zu stören, Platz fand: Skepsis und Zustimmung, Spottsucht und Andacht, Daseinsschrecken und Daseinsliebe. Daß sie ob ihrer Stellungnahme zwischen den Gegensätzen, ob ihrer Zwiegesichtigkeit und ob ihrer Vorbehalte geschmäht wurden, und die Menschen noch heute nicht recht wissen, was sie an ihnen haben, nimmt wahrlich nicht wunder. Uns mag ihr Leben und Schaffen zur Lehre dienen, daß man sich im verwirrenden Hin und Her der Ungewißheiten beileibe nicht dem Nichts in die Arme zu werfen braucht, den Strauß des Lebens vielmehr voller ungebrochener Gemütssicherheit bestehen soll — trotz allem.